

V. C.
ANDREWS

Tödlicher
Zauber

Roman



2.

Denk einfach nur an schöne Dinge

Ehe ich mich auf den Weg zur Schule machte, um dort an der offiziellen Abschiedsfeier teilzunehmen, war Mommy in mein Zimmer gekommen und hatte mir dabei geholfen, das Kleid auszuwählen, das ich auf meiner Party tragen würde. Wir steckten meine Frisur auf, und sie erzählte mir noch ein wenig mehr von ihrer Schulzeit im Bayou und von ihrer eigenen Abschlußfeier. Mommy und Gisselle hatten im letzten Schuljahr eine Privatschule in Baton Rouge besucht, doch nach Mommys Schilderungen zu urteilen war das eine unerfreuliche Erfahrung gewesen, abgesehen von ihrem Kunstunterricht und ihrer Bekanntschaft mit Louis Clairborne, einem berühmten Musiker, der gelegentlich in New Orleans Klavierabende gab und immer zum Abendessen zu uns nach Hause kam, wenn er sich in der Stadt aufhielt. Jedesmal, wenn er in unser Haus kam, brachte er den Zwillingen und mir etwas ganz Besonderes von einer seiner Europatourneen mit. Ich besaß Puppen und Spieldosen aus Frankreich und Holland.

»Tja, Mommy«, sagte ich, als Aubrey kam, um mir zu sagen, daß Claude eingetroffen war, um mich abzuholen, »jetzt ist es also soweit.« Darauf ließ ich einen leisen wimmernden Laut folgen.

»Hör auf, dir Sorgen zu machen«, sagte sie und umarmte mich. Als ich gerade zur Tür hinausgehen wollte, rief sie mir nach: »Warte noch.«

Ich drehte mich um und sah, wie sie auf dem Stuhl vor der Frisierkommode saß und sich vorbeugte, um ihren Glücksbringer abzunehmen, das Zehncentstück, das sie sich um den Knöchel gebunden hatte.

»Eigentlich wollte ich dir das geben, ehe du am Ende des Sommers ins College aufbrichst, aber ich möchte, daß du es jetzt schon hast, Pearl.«

»Oh, nein, Mommy. Das ist dein Glücksbringer. Dieses Geschenk kann ich unmöglich annehmen.«

»Natürlich kannst du das. Ich kann diesen Glücksbringer an dich weitergeben.«

»Aber dann hast du ihn nicht mehr«, warnte ich sie.

»Es ist an der Zeit für dich, ihn zu übernehmen, Pearl. Bitte, nimm ihn an«, flehte sie. »Es würde mir sehr viel bedeuten.« »Ich weiß, welches Verhältnis du zu diesem speziellen Zehncentstück hast, Mommy«, sagte ich kopfschüttelnd, trat aber dennoch vor, um das Amulett entgegenzunehmen.

»Setz dich, damit ich es dir um den Knöchel binden kann«, sagte sie zu mir. Ich tat es. »So«, sagte sie und tätschelte mein Knie. »Ich weiß, daß es dir albern vorkommt, aber

dieser Glücksbringer wird für dich denselben Zauber haben, den er auch für mich gehabt hat.«

»Ich finde das nicht albern, Mommy, aber was ist mit dir? Wenn ich ihn trage, trägst du ihn nicht mehr.«

»Ich habe mehr Glück gehabt, als einem normalen Mensch zusteht. Sieh dir nur diese wunderbare Familie an, die ich habe, und den Erfolg, den ich mit meiner Kunst gehabt habe. Und jetzt lebe ich dafür zu sehen, daß sich dir und den Jungen genauso viele Gelegenheiten bieten und daß ihr euch daran erfreut.«

»Ich danke dir, Mommy.«

»Aber erzähl es deinem Vater bloß nicht gleich«, warnte sie mich und warf dabei einen Blick auf die offene Tür. »Er glaubt, ich würde mich von dem althergebrachten Glauben zu sehr mitreißen lassen, und er wird mich nur dafür ausschimpfen, daß ich dir diese Vorstellungen aufdränge.«

Mommy und ich hielten nie ernstzunehmende Dinge vor Daddy geheim, aber es gab ein paar Kleinigkeiten, von denen wir ihm nichts erzählten.

»Wir können es ihm hinterher immer noch erzählen«, fügte sie hinzu.

»Abgemacht, Mommy.« Wir umarmten einander noch einmal, und dann verschwand ich. Claude wartete draußen bei seinem Wagen und lief ungeduldig auf und ab.

»Hallo«, rief ich ihm zu und eilte die Stufen hinunter. Er kam auf mich zu, um mich zu küssen. In der letzten Zeit steckte er mir jedesmal die Zunge in den Mund. Diesmal beließ er es nicht nur dabei, sondern preßte mich so eng an sich, daß ich mich gewaltsam losreißen mußte.

»Bitte, Claude. Wir stehen direkt vor dem Haus meiner Eltern!«

Er tat diesen Verweis mit einem Achselzucken ab, als hätte sich ein Moskito auf seine Schulter gesetzt.

»Jedenfalls ist endlich der Tag gekommen. Unsere Freilassung aus dem Gefängnis«, verkündete er.

»Hast du die Schule etwa als ein Gefängnis angesehen, Claude?«

»He, von jetzt an werden uns die Erwachsenen weniger streng über die Schulter blicken. Für mich ist das eine Befreiung, und heute nacht«, sagte er lächelnd, »hauen wir endlich mal so richtig auf die Pauke, stimmt's?« Er versuchte wieder, mich zu küssen.

»Ja, vermutlich schon«, sagte ich und entfernte mich von ihm, um in den Wagen einzusteigen. Claudes Überschwang erschreckte mich ein wenig. Er wirkte auf mich wie ein junger Mann, der bereit ist, durch geschlossene Türen zu gehen.

»Schau nicht so traurig«, sagte er. Er hielt mir die Wagentür auf, und ich stieg eilig ein.

»Es werden außer uns nur wenige Leute heute abend zu Lester kommen«, eröffnete er mir, nachdem er sich neben mich gesetzt hatte. »Keine Lahmärsche. Und es wird nicht etwa nur reichlich zu trinken geben«, fügte er zwinkernd hinzu.

»Nicht nur reichlich zu trinken? Wie meinst du das?«

»Du weißt schon.« Er zwinkerte mir wieder zu.

»Du weißt genau, daß ich nicht mag, wenn du das tust, und du weißt ebenso gut, daß ich es nicht mitmache«, sagte ich entschieden. Diese Diskussion führten wir nicht zum ersten Mal miteinander. Claudes Lächeln schwand.

»Sei nicht so verklemmt. Schließlich feierst du deinen Schulabschluß nur ein einziges Mal im Leben«, sagte er.

Ich preßte die Lippen zusammen und hielt die Worte zurück, die mit Sicherheit einen Streit ausgelöst hätten. Im Moment beschäftigten mich nämlich wichtigere Dinge – allem voran meine Rede.

Als wir in der Schule eintrafen, herrschte bereits große Aufregung. Ich schloß mich im Vorraum der Mädchentoiletten Catherine und einigen unserer Freundinnen an, die ein letztes Mal ihr Aussehen überprüfen wollten. Mädchen borgten sich Lippenstifte aus, sprühten sich mit Parfüm ein und puderten sich die Wangen, und viele von ihnen rauchten. Diane bot mir eine Zigarette an, und ich lehnte wie gewöhnlich ab.

»Ach, ja, richtig. Unsere kleine Ärztin will sich die Lunge nicht vergiften«, scherzte sie, und die anderen Mädchen lachten.

»Es ist wahr, Diane. Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß allein schon das passive Mitrauchen gefährlich ist. Daß es mir schadet, hier zu stehen und euren Rauch einzusatmen, ist längst erwiesen.«

Die Mädchen um mich herum schienen einen Moment lang verdrossen zu sein.

»So was Doofes. Glaubst du etwa, du wirst ewig leben?« gab Diane zurück. Ihre Freundinnen grinsten breit.

»Nein, aber ich weiß, was es heißt, Lungenkrebs zu haben. Erfreulich ist das nicht gerade«, sagte ich mit scharfer Stimme.

»Hört euch das bloß an. Die Tugendhaftigkeit in Person. Was für eine Langweilerin. Ich kann nur hoffen, daß deine Rede nicht so deprimierend ist. Wir haben nämlich allen Grund zu feiern.« Sämtliche Mädchen sahen mich an.

»Meine Ansprache ist nicht deprimierend«, sagte ich zu meiner Verteidigung. »Entschuldigt mich bitte für einen Moment«, sagte ich dann. »Ich muß auf die Toilette.«

Gelächter folgte mir in die Kabine. Ich hörte, wie plötzlich alle verstummten und im Gänsemarsch den Vorraum verließen. Als ich herauskam, war niemand mehr da. Trotz meiner Bestürzung war ich froh darüber, daß ich keine weiteren Auseinandersetzungen zu führen hatte, und ich machte mich ebenfalls auf den Weg. Erst, als ich in das Kleid geschlüpft war, das ich für die offizielle Abschlußfeier tragen würde, und mein Barett aufgesetzt hatte, bemerkte ich, daß ich meine Rede offensichtlich in der Toilette liegengelassen hatte. In heller Aufregung rannte ich zurück, aber meine Notizen waren nicht da!

Außer mir vor Panik lief ich im Korridor auf und ab und fragte jedes einzelne Mädchen aus, doch niemand wußte etwas.

»Was ist passiert?« erkundigte sich Claude.

»Ich finde meine Rede nicht mehr. Jemand hat sie mir weggenommen, als ich auf der Toilette war«, berichtete ich ihm.

»Das ist doch nicht dein Ernst? Und was wirst du jetzt tun?« »Ich weiß es nicht.«

Ich wandte mich an Catherine. Sie machte den Eindruck, als wollte sie etwas sagen, fürchtete sich aber zu sehr. Verzweifelt sah ich mich nach allen Richtungen um. Mr. Stegman, der Lehrer, der die Aufsicht hatte, befahl mir, endlich meinen Platz einzunehmen.

»Ich kann meine Rede nicht finden!« sagte ich zu ihm. »Ich hatte sie bei mir, als ich auf

die Toilette gegangen bin, aber sie ist nicht mehr da.

»Ach, du meine Güte«, sagte er und holte Mr. Foster, den Direktor.

»Hast du dich wirklich gründlich umgesehen, Pearl? Geh noch einmal zurück und sieh nach«, schlug er vor. »Ich werde den Beginn der Festlichkeiten noch ein paar Minuten hinauszögern.«

Ich sah Catherine an.

»Die Rede muß dort sein«, sagte sie. Ein gräßlicher Gedanke drängte sich mir auf. Ich lief zu den Toiletten zurück und riß die Tür neben der Kabine auf, die ich benutzt hatte. Dort fand ich meine Rede. Sie schwamm in der Toilettenschüssel.

»Oh, nein!« schrie ich und fischte die Blätter aus dem Wasser. Zahlreiche Worte waren unleserlich. Ich trocknete die Seiten möglichst behutsam mit einem Handtuch ab, und dann nahm ich meinen Platz an der Spitze der Prozession ein.

»Hast du deine Rede gefunden?« fragte Dr. Foster.

Ich hielt die durchweichten Papiere hoch.

»Wie konnte das denn bloß passieren?«

»Ja«, sagte ich laut genug, damit es alle, die mit mir in eine Klasse gingen, hören konnte. »Wie konnte das bloß passieren?«

Mein Herz pochte so heftig, daß ich glaubte, ich würde mich mit Sicherheit vor sämtlichen Familien und allen anwesenden Gästen lächerlich machen. Ich weiß nicht, wie mich meine Beine durch den Korridor und zur Tür hinaustrugen, aber ich hatte gar keine andere Wahl.

Ich kam nicht dazu, mir große Sorgen zu machen. Wir marschierten zu der Bühne, die für die Feierlichkeiten im Freien errichtet worden war, und dort nahmen wir unsere Plätze ein. Ich bemühte mich, das Publikum nicht anzusehen. Es herrschte ein unglaublicher Lärm – Gelächter, Geplauder, schreiende Babies und Ermahnungen an Kleinkinder, endlich stillzusitzen. Ich kam mir vor wie in einem Tollhaus. Von meiner Rede würde ohnehin niemand etwas hören, dachte ich mir. Weshalb also hätte ich mir Sorgen machen sollen?

Für unsere Feier war uns ein warmer, klarer Tag beschert worden, und eine leichte Brise ließ die Fahnen wehen und blies uns Haarsträhnen über die Schultern. Weiße Wattewolken zogen über einen azurblauen Himmel. In der Ferne konnte ich das Stampfen der Dampfschiffe hören, die sich zur Abfahrt bereitmachten, um Touristen auf dem Mississippi flußaufwärts zu befördern.

Nach der Begrüßung und ein paar einleitenden Worten unseres Rektors wurde ich aufgerufen. Mit weichen Knien stand ich auf. Ich schloß die Augen, holte tief Atem, öffnete die Augen wieder und begab mich zum Mikrofon. Meine Klassenkameradinnen waren totenstill, denn alle fragten sich, was ich wohl tun würde. Ich ließ meine Blicke über das Publikum schweifen, bis ich Mommy fand, die mich voller Zuversicht ansah, und dann sprudelten die Worte einfach von selbst aus mir heraus. Ich brauchte nicht auf meine Notizen zu sehen. Die Worte waren in großen Druckbuchstaben in mein Gehirn eingraviert.

Zu meinem Erstaunen waren alle verstummt. Ich hob den Kopf, holte tief Atem und begann. Zuerst bedankte ich mich bei dem Rektor, und dann wandte ich mich an den Lehrkörper und an unsere Eltern, an die Familien und Freunde, und meine Stimme wurde kräftiger und immer kräftiger, als ich die Ansprache hielt, die ich in den allerletzten Tagen

verfaßt hatte. Verblüffenderweise riß der Strom der Worte nicht ab, sowie ich erst einmal begonnen hatte. Von Zeit zu Zeit sah ich ins Publikum, schaute einzelnen Zuhörern ins Gesicht und stellte fest, daß die Leute mir tatsächlich zuhörten. Auf den meisten Gesichtern stand ein liebenswürdiges und beifälliges Lächeln. Die Zwillinge starrten mich gebannt an. Beide hatten die Münder einen Spalt weit geöffnet, und sie zappelten nicht auf ihren Sitzen herum. Als ich meinen Vortrag beendet hatte, ertönte donnernder Applaus, und als ich Mommy und Daddy ansah, strahlten beide über das ganze Gesicht. Sogar Pierre und Jean schienen beeindruckt zu sein. Genau im selben Moment hörten sie auf zu klatschen, und als ich meinen Platz wieder einnahm, warf ich einen Blick auf Claude und sah, daß er stolz lächelte und seinen Kameraden Rippenstöße versetzte, um ihren Neid zu wecken. Diane Ratner und ihre Freundinnen schienen am Boden zerstört zu sein, aber Catherine umarmte mich geschwind.

»Das hast du prima gemacht. Ich wußte, daß du es schaffst, ganz gleich, was passiert. Ich habe mir tatsächlich jedes einzelne Wort angehört, wenn ich auch nicht alles verstanden habe.«

»Danke«, sagte ich trocken. Ich wollte ihr deutlich zu verstehen geben, daß ihre mangelhaften Freundschaftsbeweise mich tief enttäuscht hatten.

Ich lehnte mich zurück, als der Rektor und unsere Klassenlehrerin vortraten, um uns die Abschlußzeugnisse zu überreichen. Als ich mich erhob, um mein Zeugnis entgegenzunehmen, bedachte mich das Publikum noch einmal mit tosendem Applaus. Daddy machte Fotos, und die Zwillinge winkten und jubelten mir zu.

»Gut gemacht«, sagte der Rektor. »Viel Glück.«

Ich bedankte mich bei ihm und lächelte noch einmal meine Eltern an, damit Daddy eine weitere Aufnahme von mir machen konnte.

Nach dem Zeremoniell wurde ich mit Komplimenten für meine Rede überhäuft. All meine Lehrer kamen auf uns zu, um sich zu verabschieden und mir Glück zu wünschen, ebenso wie einige meiner Klassenkameradinnen und deren Eltern. Ich freute mich, als ich sah, daß meine Tante Jeanne – die Schwester von Mommys Halbbruder Paul – und James, ihr Ehemann, ebenfalls erschienen waren, um mir zu gratulieren. Tante Jeanne war das einzige Familienmitglied der Tates, das Umgang mit uns pflegte. Sie war zwei bis drei Zentimeter größer als Mommy und hatte dunkelbraunes Haar und mandelförmige Augen. Mommy sagte, Tante Jeanne hätte mehr Ähnlichkeit mit ihrer Mutter Gladys als mit ihrem Vater Octavius, da sie von ihrer Mutter den dunklen Teint, das spitze Kinn und die nahezu perfekte Nase geerbt hatte. Ich mochte sie, weil sie immer freundlich und nett mit uns umging und mich besonders lieb behandelte.

»Deine Rede hat mich wirklich begeistert, Pearl, meine Süße«, sagte Tante Jeanne und umarmte mich.

»Wirklich eine beachtliche Rede«, fügte Onkel James hinzu und nickte. Er drückte Daddy die Hand. »Du hast wirklich allen Grund, stolz zu sein, Beau.«

Mommy und Daddy hatten so strahlende Gesichter, daß mir Schauer über den Rücken liefen.

»Wie geht es deiner Familie, Jeanne?« fragte Mommy, und ein dunkler Schatten zog über ihr Gesicht.